

Toggenburger Bücher im Gespräch

Autor(en): **Anderes, Bernhard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Toggenburger Annalen : kulturelles Jahrbuch für das Toggenburg**

Band (Jahr): **18 (1991)**

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-883590>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Toggenburger Bücher im Gespräch

Anmerkungen und Überlegungen von Dr. Bernhard Anderes, Rapperswil

Jost Kirchgraber: *Das bäuerliche Toggenburger Haus und seine Kultur im oberen Thur- und Neckertal in der Zeit zwischen 1648 und 1798.* Verlagsgemeinschaft St.Gallen, 1990.

Die Auseinandersetzung mit dem Bauernhaus in der Schweiz beginnt im späten 19. Jahrhundert mit den Pionierwerken von Ernst Gladbach und Jakob Hunziker, wird in den fünfziger Jahren wissenschaftlich durchdrungen von Richard Weiss und terminologisch bereinigt von Max Gschwend und findet seit 1963 eine typologisch-statistische Fortsetzung in der bis heute auf 16 Bände gewachsenen Reihe «Das Bauernhaus der Schweiz». Die schleppende und nur in wenigen Kantonen intensiv betriebene Bauernhausforschung rennt einer Hauskategorie nach, die zwar in seiner architektonischen Erscheinungsform noch da ist, aber in ihrer traditionellen Funktionalität nicht überlebt. Das rasante Bauernhaussterben, das sich durch Verschwinden, Umnutzung oder Veränderung der Bausubstanz zeigt, macht auch vor geschlossenen Kulturlandschaften nicht Halt. Auch vor dem Toggenburg nicht...

Der im Heimatschutz stark engagierte Jost Kirchgraber mit Wohnsitz in Ebnet weiss aus eigener Erfahrung, was zur Zeit im Necker- und Thurtal an bäuerlicher Kultur gefährdet ist. Ungezählte Augenscheine und Gespräche haben ihm das Toggenburger Haus und seine Bewohner vertraut gemacht. Sein Buch ist eine Reverenz an seine Wahlheimat. Er richtet seinen forschenden Blick auf und hinter die braungebrannten Holzfassaden, schaut sich in den Kellerräumen, Stuben und Kammern um, entdeckt neue schriftliche Quellen und stöbert alte Bücher auf. Was dabei herauskommt, ist vielschichtig, überraschend, eigenwillig, andersartig.

Das Bauernhaus als Bedeutungsträger

Jost Kirchgraber ist Germanist und Lehrer für deutsche Sprache an der Kantonsschule in Wattwil. Er geht mit ganz andern Voraussetzungen an die Arbeit als ein Kunsthistoriker oder ein Volkskundler. Er sucht den tiefern Sinn im gebauten Ganzen, in seinen Teilen und Zutaten, er fragt und hinterfragt die Ar-

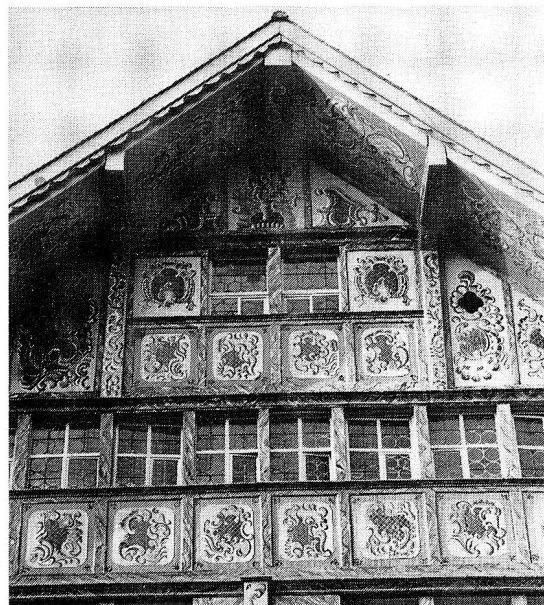
chitektur und den bäuerlichen Alltag wie ein Epos, an welchem Generationen gedichtet haben. Im Vorwort stellt er fest: «Die Wissenschaft, der ich mich gelassen hätte anvertrauen können, scheint es nicht zu geben.» In der Tat, die Ikonologie, wie dieser interdisziplinäre Forschungszweig heisst, ist bis jetzt auf die Sakralarchitektur beschränkt.

Kirchgraber spannt ein weites Netz, um seine Fragen nach der Form und nach dem Sosein des Toggenburger Bauernhauses einzufangen und zu beantworten. Während bis ins frühe 17. Jahrhundert Alltag und Existenzkampf das alpenländische Bauernhaus bestimmt hat, beginnt sich – vor allem nach dem Dreissigjährigen Krieg – das Bauernhaus regional auszuprägen. Das Toggenburg entwickelt einen eigenen Haustyp. Das mittelalterliche Blockgeviert, wie es uns noch im Zwingli-Haus begegnet, wappnet sich mit Ladenschilden und Pfeilgestützten Klebdächern, zieht zuweilen in Form eines Turmerkers einen Wachtposten auf und stülpt sich an Stelle des flachgeneigten Pfettendachs ein steiles mit schwertartigen Flugrafen «bestücktes» Sparrendach über. Französische Solddienste scheinen sich baulich niederzuschlagen! Verbilligte Nägel machen ein steiles Schindeldach, ein sogenanntes Nageldach, möglich, das einerseits die Schneelasten besser wegrutschen lässt, andererseits auch Raum bietet für eine geräumige Firstkammer. Hier war Platz für familiäre Anlässe, pietistische Versammlungen, Psalmsingen und Orgelspiel. Die reformierten Toggenburger trugen ihr Geld lieber in die heimische Stube als in die Kirche, die meist dem Abt gehörte oder seiner Aufsicht unterstand.

Ist das Toggenburger Haus letztlich gar ein typisches Produkt reformierten Selbstverständnisses, eine stolze Demonstration auflüpfiger Bauern gegenüber dem Abt in St.Gallen? Vielleicht stehen die schönsten Bauernhäuser nicht zufällig abseits der Dörfer und Kirchen, abseits der direkten äbtischen Einflussnahme, so in der Furt, in Hofstetten, in der Scheftenau, im Ganten, im Bühl. Dage-



Ebnat-Kappel. Haus im Ganten, erbaut 1687 von der Familie Federli. «Gewappnete» Front mit grosser Firstkammer. – Foto B. Anderes, Rapperswil.



Das «Bäddli» am alten Weg von Peterzell nach Hemberg. Ein Rokoko-Himmel an der Fassade. – Foto B. Anderes, Rapperswil.

gen nimmt sich die bäuerliche Architektur im untern Thurtal, aber auch in den meisten dörflichen Siedlungen des ganzen Toggenburgs eher bescheiden aus. Und doch. Warum liessen sich die Böschen, Grob und Sturzenegger, und wie die reichen Bauherren alle heissen, ihre Häuser vornehmlich von Zimmerleuten aus dem katholischen Bregenzerwald bauen, von denen in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts Jacob Mosman, Josef und Hans Bühler durch Inschriften bekannt sind? Abt Bernhard Müller hatte schon 1626 für seinen Klosterbau Neu St.Johann einen Bregenzer Zimmermann namens Caspar Lederli bestellt, der möglicherweise zeitlich an der Spitze der Vorarlberger Bauleute steht, deren Tätigkeit im Profanbau mit Recht vermutet und im Sakralbau – vor allem im 18. Jahrhundert – nachgewiesen werden kann. Nach Kirchgraber ist die Mischung von Blockbau und Sparrendach aber eine typisch toggenburgische, von reformierten Bauherren ausgehende Konstruktionsform. Rolf Meier, dessen hausgeographische Dissertation «Bäuerliche Siedlungs- und Hausformen im Toggenburg» (Zürich 1969) leider nicht erwähnt wird, hat in über 60% des heutigen bäuerlichen Baubestandes der Gemeinden Lichtensteig, Wattwil und Krinau Giebel- und Firstkammern festgestellt. Warum sollten sich aber nur die Reformierten solcher Dachräume erfreut haben? Entspricht die Steilung der Dächer nicht einem allgemeinen Bedürfnis nach mehr Raum?

Nach Kirchgraber sind aber im Bregenzerwald keine Sparrendächer anzutreffen. Ja man könnte sich fragen, warum auch in der Inner- schweiz, im Berner Oberland und im Wallis bei Neubauten oder Aufbauten die durchge-

hende Blockkonstruktion und das Pfetten- dach vorherrschend blieben. Da hat die Bauernhausforschung noch ein weites Gebiet zu beackern.

Ein Stück Himmel auf Erden

Kirchgraber ist ein ungeheuer belesener und mit den Quellen vertrauter Autor. Sein Buch ist ein wahres Schatzkästlein an literarischen Köstlichkeiten und chronikalischen Pikante- rien, aber, und das muss gesagt sein, sein Standpunkt ist auch hier ein protestantischer. Der Abt kommt schlecht weg; er unterdrückt den evangelischen Glauben mit Zuckerbrot und Peitsche. Die Leidtragenden sind die An- hänger der zwinglischen Religion. Streitereien sind an der Tagesordnung: einmal geht es um das katholische Kanzelkreuz, ein andermal um das reformierte Psalmensingen. Das 17. und 18. Jahrhundert sind eben das Zeitalter des Absolutismus, da ist das Demokratiever- ständnis schwach ausgebildet, geschweige denn Toleranz in religiösen Sachen gefragt. Trotzdem war im Toggenburg – im Gegensatz zu den Vogteien der reformierten Stände Zü- rich und Bern – die freie Religionsausübung gewährleistet. Die Kirchen waren nicht nur im obersten Thurtal paritätisch, sondern auch im mehrheitlich katholischen Untertoggenburg, in Lütisburg, Kirchberg und Henau. Es ist schade, dass ausgerechnet in unserer «ökume- nischen» Gegenwart noch zwei wichtige Si- multanverhältnisse aufgelöst wurden, in Lich- tensteig und in Wattwil. Nur in Mogelsberg und Oberhelfenschwil haben sie überlebt. Der Barock war ein ansteckendes Kulturphä- nomen. Reformierte und Katholiken huldig-

ten dieser Augenkunst; erstere trugen sie nach Hause, in ihre Stuben, in die Firstkammern, wo die Wände und Decken bemalt, die Möbel geschmückt, die Öfen verziert wurden, um dem harten irdischen Leben ein Stück himmlischer Freude abzugewinnen. Letztere waren sich der Zeitlichkeit ihres Daseins stärker bewusst und holten den Himmel in die Kirchen, wo nicht nur die Schaulust befriedigt, sondern auch die Ewigkeit abgesichert werden konnte.

Im spätem 18. Jahrhundert scheinen sich die Grenzen profaner und kirchlicher Kunst zu verschmelzen. Hier wie dort hält das fröhliche Rokoko Einzug und überzieht sowohl Hausfassaden wie Kirchengewölbe, Haus- und Kirchenorgeln, Möbel und Altäre mit Rocaille und Marmorimitation, als wäre dieser Stil im Toggenburg hausgemacht. Dabei sind wiederum Künstler aus dem Vorarlberg sowie aus dem Tirol und Allgäu am Werk, Störmaler zumeist, die eine in katholischen Landen volkstümlich gemachte Ornamentik verbreiten. Es ist, als hätte auch das «reformierte» Toggenburger Bauernhaus eine «katholische» Weihe erhalten. Unter Abt Beda dem Gütigen (1767–1796) scheinen sich sogar die Protestanten wohlzufühlen und der sanktgallische Hofkavalier Karl Müller von Friedberg, letzter Landvogt im Toggenburg, ein Katholik, wird Begründer des neuen Kantons St.Gallen, in welchem sich beide Konfessionen überraschend gut zurechtfinden.

Wie sieht das Buch aus?

Der reich ausgestattete, in Leinen gebundene Band, der auf öffentliche Zuschüsse zählen durfte, umfasst 208 Seiten: 84 Seiten Text, 30 Seiten Quellen und Verweise sowie einen nur sporadisch paginierten Bildteil mit 185 Einzelabbildungen, davon 5 farbig. Als Buchgestalter zeichnet Jost Hochuli, St.Gallen, verantwortlich, der schon oft für typographische Sonderleistungen Anerkennung fand. Das Hochformat 20x30 cm gleicht sich dem ebenfalls von Kirchgraber verfassten Jugendstilbuch «St.Gallen 1900 – 1914» (1979) an, wo der schlanke Zuschnitt mehr Sinn macht als hier.

Das farbige Titelbild auf dem Schutzumschlag zeigt einen blau befrackten Landedelmann, der nicht unbedingt Assoziationen zum Toggenburger Bauernhaus aufkommen lässt. Zuerst blättert man mit steigendem Interesse in den völlig neuen, aussagekräftigen, oft stimmungsvollen Aufnahmen, die – ein seltener Glücksfall – vom Autor selber stammen. So spannungsvoll die Bilder angeordnet sein mögen, so lassen sie doch ein zwingendes Verhältnis untereinander vermissen. Der typographische Modul mit eigenwilligen Bildformaten und Leerflächen verunklart den programmatischen Bildablauf. Der Abbildungsteil ist verselbständigt und vom Text abgekoppelt, zumal auch keine Rückbezüge zum beschreibenden Teil vorhanden sind. Der verschwenderische Umgang mit dem Platz fällt noch stärker im Schriftbild auf, wo ein Drittel der Seiten – und zwar nach innen – leer belassen oder nur mit Abbildungsziffern versehen ist. Hier würde man gerne auch Textverweise zum wichtigen Anmerkungsapparat antreffen, der übrigens von bibliographischen und quellenkundlichen Angaben sowie Zusatzinformationen überquillt.

Der Autor beherrscht das bau- und volkskundliche Vokabular in den feinsten Nuancen und pflegt einen knappen, ja süffigen Stil, der einen Zug ins Belletristische und Dramatische hat. Der Leser verfängt sich aber leicht im «Netzwerk» der weitgestreuten Daten, Fakten und Quellen. Mangels aussagekräftiger Untertitel und typographischer Auszeichnung ist ein gezieltes Einsteigen in den Text erschwert. Leider fehlt auch die wichtigste Orientierungshilfe: das Register. Dabei taucht beim Lesen soviel Wissenswertes, Unverhofftes und Neues auf, das man versucht ist, einen eigenen Zettelkasten anzulegen.

Kirchgraber legt ein Werk auf den St.Galler Büchertisch, das seinesgleichen sucht. Es ist ein quellennaher, literarisch gefärbter Essay über das Toggenburger Bauernhaus und ihre Bewohner. Die konfessionell gefärbten Thesen zur Entstehung des besonderen Haustyps an Thur und Necker werden erst dann widerlegt werden können, wenn ein Wissenschaftler die vielschichtige Materie besser kennt als der Autor Jost Kirchgraber.

«Das Lütisburger Buch», bearbeitet von Ernst Lüber. Herausgegeben von der Politischen Gemeinde Lütisburg. Gestaltet und gedruckt in der Druckerei E. Kalberer AG, 9602 Bazenhaid, 1990. 320 Seiten, zahlreiche Abbildungen, davon neun farbige.

Je mehr Landschaft, Bevölkerung und Kultur Änderungen unterworfen sind, desto mehr tritt die «gute alte Zeit» ins Blickfeld, als die Kirche noch im Dorf war und jeder jeden kannte. In vielen Gemeinden fühlt man sich so verfremdet, dass man die Vergangenheit nur noch mit viel Mühe heraufbeschwören kann. So schießen allenthalben Orts geschichten wie Pilze aus dem Boden, im Toggenburg zu nennen «Lichtensteig», 1978 (Armin Müller), «Hemberg», 1978 (Hans Martin Stückelberger), «Bütschwil», 1979 (Johann Hollenstein), «Ganterschwil», 1979 (Beat Bühler), «Oberhelfenschwil», 1982 (Johann Kalousek) und jüngst auch «Lütisburg», 1990. Während die lokale Geschichtsschreibung fast immer von engagierten Einzelpersonen bestritten wurde und wird – allen voran das Monumentalwerk zur Geschichte von Kirchberg (1952) von Johann Heinrich Dietrich – so ist «Das Lütisburger Buch» auf Bestellung entstanden, ein Strauss von Beiträgen aus der Feder von 14 Autoren, gebündelt und mit eigens angefertigten Federzeichnungen geschmückt von Ernst Lüber. Das Buch ist konventionell gestaltet, vorzüglich gedruckt und solide in Leinen gebunden. Der farbige Umschlag zeigt die Lütisburger Brückenlandschaft aus der Luft. Die einzelnen Artikel sind informativ, wenn auch in Ausführlichkeit und Länge ausgewogen.

Die «Naturgeographie» von Oskar Keller ist ein Lehrstück moderner Erdkunde. Die von der Thur kahlgeschauerte Felswand bei Lütisburg ist nicht nur ein geologisch-morphologisches Bilderbuch, das über den Werdegang der Naturlandschaft, sondern auch über die Urzeit und ihre Klimaschwankungen Aufschluss gibt. Riesige Gletscher, ein späteiszeitlicher See und Wasserfälle haben das Gelände geformt und jenes imposante Talbecken geschaffen, wo sich heute Necker und Gonzenbach in die Thur ergiessen.

Ernst Lüber listet schriftlich überlieferte Daten zum Wetterablauf im zweiten nachchristlichen Jahrtausend auf und stellt fest, dass der warme Winter 1989/90 mit insgesamt drei Schneedeckentagen der schneeärmste war seit 1606/07. «Treibhauseffekt» also auch in Lütisburg. Seine «Chronik» schlägt einen eigenwilligen Bogen von der Urgeschichte zur Gegenwart, von der Klosterzeit zum Kanton St.Gallen, wobei vor allem grundherrliche und politische Aspekte hervorgehoben werden, u.a. der Güterbesitz des Klosters Magdenau und die Landsgemeinde des Unteramtes in Lütisburg.

Hans Bächler umreißt die Herkunft der Herren und Grafen von Toggenburg, die im frühen 13. Jahrhundert ihren Hauptsitz von der Alt-Toggenburg oberhalb Gähwil nach Lütisburg, das heisst ins Kerngebiet ihrer auf Kosten des Klosters St.Gallen erlangten Macht verlegten. Die Burg, wo immer wieder wichtige Rechtsakte stattfanden, hütete auch das Archiv der allmählich bis ins Prättigau expandierenden Grafschaft. In äbtischer Zeit spielte Lütisburg die Rolle eines untergeordneten Verwaltungssitzes. Bekanntlich blieb nach der Schleifung der Burg um 1810 – das Steinmaterial diente für den Bau der neuen Kirche – der Palas erhalten und beherbergte nach 1815 die Schule. Heute bangt der ehrwürdige Bau einer ungewissen Zukunft entgegen.

Ein Schwergewicht des Buches ist die wissenschaftlich dokumentierte, quellennahe Kirchengeschichte von Beat Bühler, der an seine Ganterschwiler Geschichte anknüpfen konnte. Die ehemals bedeutende Pfarrei wurde nach der Glaubensspaltung empfindlich geschwächt: die katholische Seelsorge wurde bis 1691 von Ganterschwil aus, die reformierte gar bis 1857 von Kirchberg aus betrieben. Erst 1936 löste sich das paritätische Verhältnis auf. In Ergänzung der noch immer unentbehrlichen «Rothenflue-Chronik» (1886) hätte man noch gerne eine Fortsetzung der Pfarrerliste bis heute gewünscht.

Bernhard Anderes macht eine kunst- und baugeschichtliche Analyse der Pfarrkirche St.Michael und der Kapelle Tufertschwil und steigt damit wieder aktiv in die Toggenburger Inventarisierung ein, welche ihren Niederschlag in zwei Kunstdenkmälerbänden finden soll. Die bescheidene Quellenlage zwingt ihn zu einer intensiveren Baubetrachtung des romanischen Turmstockes. Es besteht kein Zweifel: die mittelalterliche Kirche stand quer zur heutigen Anlage und war nach Osten gerichtet. Archäologische Untersuchungen fehlen bis heute.

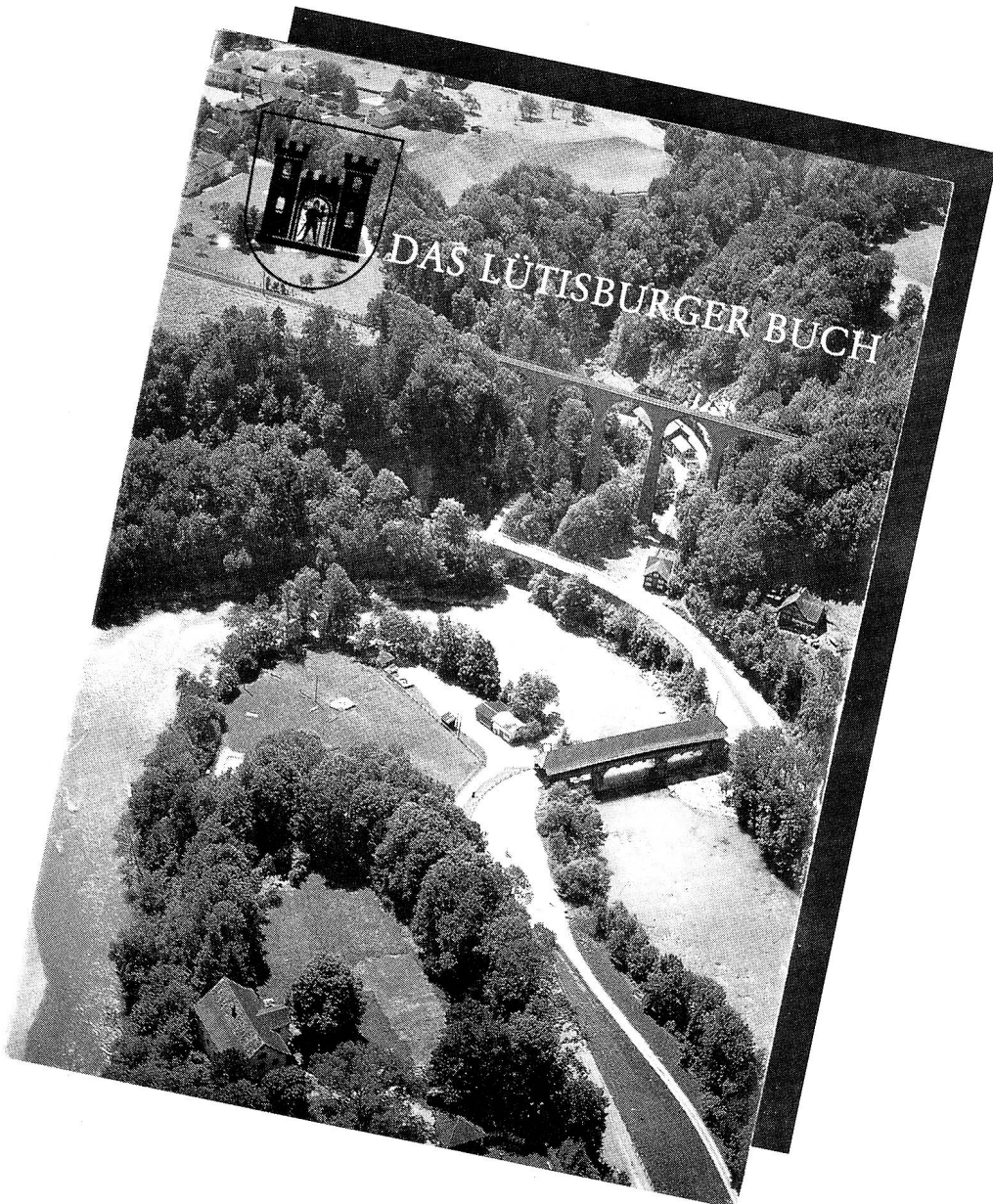
Die malerische Kapelle in Tufertschwil lässt vor allem das Bedauern aufkommen, dass hier 1891 eine der bedeutendsten Ausmalungen der Spätgotik der Spitzhacke zum Opfer fiel. Die Schulgeschichte wird von Jakob Scherrer, Lehrer in Lütisburg, behandelt. Wegen der komplizierten Grenzen der Gemeinde waren mehrere Schulhäuser mit drei zum Teil getrennten Schulgemeinden nötig, was auch aus den Listen der Schulbehörden und Lehrkräfte hervorgeht. – Das Kinderdörfli St.Iddaheim wird von Pius Oberholzer kurz und sachkun-

dig vorgestellt, ohne dass die baulichen Geschehnisse Erwähnung finden. Franz Müller zeichnet ein geographisches-politisches und wirtschaftliches Bild der Gemeinde. Das zerklüftete Flussgelände ist reich mit Brücken für Strasse und Eisenbahn ausgestattet, worunter die gedeckten Holzbrücken über Thur und Necker. Erstere ist angeblich 1789/91 gebaut worden; allerdings vermerken die Ausgabenbücher des Klosters St.Gallen schon 1778 grosse Zahlungen an diese Brücke.

Besondere Aufmerksamkeit verdient der volkskundliche Beitrag von Sales Huber, der 1943 bis 1946 Lehrer in Oberrindal war. Er schöpft aus einem bewundernswerten Gedächtnis und einem Fundus örtlicher Geschichten und Sagen. Die Mundartproben seiner Erzählkunst sind sprachliche Perlen. – Hans Breitenmoser, der seine frühe Jugend in Oberrindal verbrachte, windet seinem «Dorf», das politisch zu Lütisburg, Jonschwil und Oberuzwil gehört, ein Kränzlein. Das Wahrzeichen der Rindaler Landschaft ist noch heute die 1901 erstellte Kapelle Maria Trost. –

Der Aufsatz über die Guggenlochmühle von Heinrich Oberli ist aus den «Toggenburger Annalen» 1982. Die Mühle und das zugehörige Kleinkraftwerk sind nach wie vor erhalten, aber ausser Betrieb gesetzt. Eine frühindustrielle Anlage wartet auf bessere Zeiten...

Am Schluss des Buches werden drei Künstler vorgestellt. Beachtliches Renommé besitzt der Schweizer Kleinmeister Johann Baptist Isenring (1796–1866). Roland Wäspe, der 1985 Isenrings druckgraphisches Werk wissenschaftlich publizierte, zeichnet mit Ernst Lüber zusammen die Biographie des Künstlers, der mit seinen Porträtaufnahmen ab 1839 auch als Pionier der Fotografie in der Schweiz gilt (vgl. Urs Tillmanns, «Toggenburger Annalen» 1981). Seinem Heimatort Lütisburg hat der in St.Gallen tätige Isenring drei Stiche gewidmet, darunter einen der schönsten aus seiner Sammlung «Thurgeregenden» 1825, wo Guggenlochmühle, Thurbrücke, Pfarrkirche und Burgruine zur Darstellung kommen (Umschlagbild dieser Annalen). – Der Maler und





Grafiker Walther Wahrenberger (1899–1949), Sohn einer Lütisburger Posthalterfamilie, findet aus der Feder von Wolfgang Steiger, eine einfühlsame Würdigung. Wahrenbergers Gemälde, Holzschnitte und Zeichnungen haben – Jahrzehnte nach seinem Tod – den Schweizer Kunstmarkt erobert. Schicksal eines unzeitgemässen Künstlers. Schliesslich erscheint der Zeichner und Grafiker Walter Dick (geb. 1950), der heute in Tuferschwil wohnt. Katharina Meier entwirft ein kurzes Lebensbild dieses Naturtalents, das zur Zeit wachsende Anerkennung findet.

«Das Lütisburger Buch» ist eine überdurchschnittliche Gemeindemonographie. Leider

fehlt eine Charakterisierung der Siedlungslandschaft, die von Weilern und Einzelhöfen geprägt ist. Die Profanarchitektur, schaubar in den Wirtshäusern, Bauernhäusern und Schulhäusern sowie im alten und neuen Brückenbau, kommt hier zu kurz. Angesichts der rasanten Veränderung des Ortsbildes Lütisburg wird einem bewusst, wie schnellebig die heutige Zeit ist. Natur und Mensch, einst aufeinander angewiesen, stehen sich heute ratlos, oft feindlich gegenüber. «Das Lütisburger Buch» – schon der Titel hat etwas Programmatisches – gibt nicht nur Einblicke in die Vergangenheit, sondern auch Denkanstösse für die Zukunft.